

# AUSZÜGE AUS MEIN TIER – MEIN SEELENGEFÄHRTE

## Von Marta Williams mit vielen bunten Fotos

### EINLEITUNG

Zu Beginn meines Zusammenlebens mit Hunden brachte ich meinen sieben Monate alten weiblichen Welpen Brydie, der teils Bordercollie und teils Dalmatinermischung war – eine nicht ganz unproblematische Mischung, wie ich heute weiß –, in eine Hundeschule für Anfänger. Das Training fand draußen auf einem asphaltierten Platz mitten in der Kleinstadt statt, in der ich damals lebte. Die Frau, die uns einwies, war eine dieser typischen Hundeleute – die Trillerpfeife um den Hals gehängt, ein wettergegerbtes Gesicht, die Haare von der Sonne und dem Wind gebleicht und strohtrocken. So ungefähr in den ersten fünf Minuten erlebten Brydie und ich das Hundeschul-Äquivalent einer Kernschmelze. Ich hatte Brydie an der Leine, als eine andere Kursteilnehmerin mit ihrem Hund ankam, um uns zu begrüßen. Mein bis dato süßes und verschmustes Hundemädchen verwandelte sich urplötzlich in ein außerirdisches Monster: Aus dem Nichts tauchten riesige Fangzähne auf, aus der Tiefe ihrer zarten Brust ertönte ein schrecklicher Heulton, und dann stürzte sie sich mit aller Kraft auf den fremden Hund. Ich erinnere mich nur noch dumpf an die Frau und ihren Hund, aber ich bin sicher, dass es mir im Gedächtnis geblieben wäre, wenn ihr Hund in irgendeiner Weise aggressiv gewesen wäre. Ich kann mich deswegen an kaum mehr was erinnern, weil ich mich in einem totalen Schockzustand befand. Aber an was ich mich erinnere, ist die fröhliche, hohe Stimme der Hundetrainerin, als sie „Keine Angst, das ist vollkommen normal!“ oder etwas Ähnliches rief.

Ich war fassungslos, dass dieses Verhalten normal sein sollte. Während ich perplex dastand, brachte Brydie dasselbe Schauspiel noch

einmal: Sie stürzte sich sabbernd, mit glühenden Augen und ihrem ganzen Gewicht auf den anderen Hund. Ich dachte im Stillen: „Wenn das normal ist, dann ohne mich.“ Ich war so geschockt, dass ich die Hundeschule quittierte. Heute weiß ich nicht einmal mehr, ob die Trainerin versucht hat, mich davon abzuhalten oder mir gut zuzureden, und ob ich überhaupt mein Geld zurückbekommen habe. Ich war zutiefst beunruhigt.

Ich hatte Brydie drei Monate vorher aus dem Tierheim geholt und mir dämmerte allmählich, dass ich nun einen Wirbelwind von einem Hund mit den zwanghaften Eigenschaften eines Bordercollies – *Na, wirfst du jetzt den Ball? Also gut, dann warte ich halt den ganzen Tag, bis du endlich den Ball wirfst. Aber wann wirfst du denn nun den Ball?* – und dem emotionalen Profil eines Dalmatiners besaß. Womit ich sagen will, dass sie eine Diva war: Die Welt drehte sich um sie und sie allein. Ich hätte sie genauso gut Diva nennen können, doch letztendlich passte der Name Brydie perfekt zu ihr: Er war die Kurzform von Bridget Mary, wodurch sie gleich zwei Namen hatte. Das wurde der etwas widersprüchlichen Persönlichkeit gerecht, die sie an den Tag legte. Manchmal war sie die liebe, ruhige Bridget und manchmal die überkandidelte, aggressive Mary. Doch nachdem sie den Hund in der Hundeschule angegriffen hatte, geriet ich in Panik und zog den falschen Schluss: Ich entschied, dass sie ein bissiger Hund sei, den ich von anderen Hunden fernhalten müsste. Damals wusste ich noch nicht viel über Hunde und hatte noch nie einen wirklich problematischen Hund gehabt, was mein Fehlurteil in gewisser Weise entschuldigt. Doch dieser Fehler führte Brydie und mich in eine echte Sackgasse.

Danach fürchtete ich mich regelrecht davor, mit ihr spazieren zu gehen. Ich wohnte in einer Gegend, in der es viele Hunde gab. Wir hatten einen Weg, auf dem alle ihre Hunde ausführten, und wenn ich mit Brydie dort spazieren ging, hatte ich das Gefühl, alle Leute (die es nicht schon wussten) warnen zu müssen, dass ich eine gestörte und bissige Hündin hatte und sie ihren Hund lieber von uns fernhalten sollten. Zu Brydies Ehre sei gesagt, dass sie sich anständig benahm, solange sie an der Leine war und wir an anderen Hunden vorbeigingen – bis zu dem Augenblick, in dem ein nichtsahnender Hund in ihre Reichweite kam.

Dann setzte Brydie zum Sprung an. Eigentlich sollte es eine angenehme und entspannende Angelegenheit sein, mit seinem Hund Gassi zu gehen, aber auf Brydie traf das nur dann zu, wenn auf unserem Spaziergang weit und breit kein anderer Hund zu sehen war.

So lief es ungefähr ein halbes Jahr lang.....

#### MARGOT UND HOGAHN

Margot Lasher schickte mir die folgende Geschichte über das Spiegeln, die sie auch in ihrem ersten Buch geschildert hat. Die Geschichte handelt von ihrem Hund Hogahn und geschah vor vielen Jahren. Damals ging sie auf einem schmalen Waldweg in Massachusetts mit ihm spazieren. Sie gingen oft diese Strecke und begegneten nur selten einer Menschenseele. Doch als sie an diesem Tag um eine Kurve bogen, trafen sie auf einen Mann, der mit seinem Schäferhund direkt neben dem Pfad stand. Der Mann hatte sich seinem Hund zugewandt und richtete ihn offensichtlich gerade ab.

Als der Mann sie sah, riss er seinen Hund zu sich heran und schrie Margot an, sie solle ihren Hund an die Leine legen. Der Schäferhund hatte sie zuerst ruhig beäugt, doch jetzt übernahm er die Panik seines Herrchens und fing an, wütend an der Leine zu zerren, als wollte er auf Margots Hund losgehen. Margot hatte keine Leine dabei. Der Mann schien keinen inneren Bezug zu seinem Hund zu haben; er wandte brutale Kraft an und hielt den Schäferhund an seinem Stachelhalsband zurück.

Gleichzeitig herrschte er Margot an, sie solle ihren Hund festhalten. Ohne nachzudenken, gehorchte Margot und packte Hogahn am Halsband.

Hogahn war ungefähr drei Meter vom Schäferhund entfernt und zog nur leicht an seinem Halsband. Er war ein großer, kräftiger Mischling. Wenn er sich befreien wollte, würde Margot ihn nicht halten können. Sie war verwirrt und hatte Angst.

In diesem Augenblick hielt Hogahn inne. Er drehte sich um und sah Margot an. Dafür musste er den Blick von dem Schäferhund abwenden. Er sah Margot betont intensiv an. Sich umzudrehen war ein echtes

Risiko für ihn, denn er wandte den Blick von der Gefahr ab, um Augenkontakt mit ihr herzustellen.

Plötzlich merkte Margot, dass sie sich wie ein dummer Mensch in einer traditionellen Rolle verhielt: Sie befolgte den Befehl einer Autoritätsperson, in diesem Fall eines Mannes, der seinen eigenen Hund nicht verstand. Also ließ sie das Halsband los. Hogahn ging ganz ruhig am Schäferhund vorbei, während Margot ihm folgte. Der Schäferhund beruhigte sich auf der Stelle. Während sie an ihm vorbeiging, fühlte sie sich absolut sicher. In dem Moment, in dem Hogahn sich umdrehte, um sie anzusehen, und sie sein Halsband losließ, befreite sie sich von ihrer alten Gewohnheit, Befehlen zu gehorchen und davon auszugehen, dass der Mensch alles unter Kontrolle haben musste, damit die Dinge einen guten Verlauf nahmen. Sie sah ihren Hund plötzlich als einen gleichberechtigten Partner an, der nicht unter Kontrolle gehalten werden musste. Tatsächlich war Hogahn als denkendes Wesen, das fähig war, die Situation und sogar das Verhalten des anderen Hundes einzuschätzen, ihr überlegen.

Im selben Augenblick sah Hogahn sie als einen Menschen, der ihm vertraute. Er wurde der Anführer, weil er die Situation besser einschätzen konnte als sie. Er trat aus der normalen Hunderolle heraus, in der der Hund sich entweder auf einen Kampf einstellt oder der Person, die ihn an der Leine führt, gehorcht. Sie wurden zu einer erfolgreich funktionierenden Einheit.....

#### CAROL UND DUDLEY

Manchmal gewährt ein negatives Erlebnis eine positive Spiegelung<sup>2</sup> zwischen Mensch und Tier. Meine Kollegin Carol Gurney lernte durch eine lebensbedrohliche Situation mit ihrem Pferd eine tiefeschürfende Lektion.

Als Carol eines Tages nach Hause kam, fand sie ihr geliebtes Connemarapferd Dudley mit einer klaffenden Schnittwunde über dem Auge vor. Ihr wurde sofort klar, dass sie die Wunde nicht selbst versorgen konnte. Also rief sie ihre Tierärztin, die auch gleich kam. Sie gab Dudley ein Beruhigungsmittel und nähte die Wunde. Alles verlief

normal, bis die Tierärztin Dudley eine Penicillinspritze gab. Plötzlich stürzte Dudley zu Carols Schrecken und Horror nach hinten und rollte den Hügel hinter ihrem Haus hinunter, bis er unten in den Zaun krachte. Wir sprechen hier von einem fünfhundert Kilo schweren Pferd, das vollkommen die Kontrolle über seinen Körper verloren hatte. Nachbarn eilten herbei und halfen, Dudley aus dem Zaun zu befreien, so dass er von sich aus aufstehen konnte. Jetzt zitterte er am ganzen Körper. Das Blut strömte ihm aus dem Maul, und er verdrehte die Augen.

Carol bekam schreckliche Angst, dass er vor ihren Augen sterben könnte. Während die Tierärztin zu ihrem Wagen rannte, um Medikamente zu holen, warnte sie: „Carol, er hat eine schwere allergische Reaktion auf das Penicillin. Gehen Sie ja nicht in seine Nähe. Er könnte wieder stürzen und auf Sie drauffallen.“

Das Einzige, was Carol einfiel, war, mit ihm zu reden. Sie rief ihn beim Namen und sagte immer wieder: „Dudley, atme mit mir, bleib bei mir.“ Carol spürte, wie sie allmählich ruhiger wurde und wie Dudley sich auf sie konzentrierte und sich innerlich mit ihr verband. Dann geschah das Wunder: Dudley stieß einen tiefen Seufzer aus und senkte den Kopf. Carol redete ihm weiter gut zu. Mit jedem Atem, den sie nahm, beruhigte sich auch Dudleys Atem und begann, sich ihrem Atemrhythmus anzupassen. Jetzt spürte sie, dass es ungefährlich war, sich ihm zu nähern, und so begann sie, ihn zu streicheln. Sie wendete die spezielle Massagetechnik TTouch an seinen Ohren an, um ihn zu beruhigen und sein Trauma und den Schock aufzulösen. Sein Atem wurde immer ruhiger, und wieder senkte er den Kopf und seufzte.

Die Tierärztin glaubte, es sei jetzt ungefährlich, ihn den Hügel hinaufzuführen, um seine Beine abzuwaschen, die vom Sturz in den Zaun blutig verschrammt waren. Carol führte Dudley langsam zum Waschstand und stellte das Wasser an. Doch plötzlich geriet Dudley wieder in Panik. Er fing an zu tänzeln und wirkte so, als würde er sich gleich auf die Hinterfüße stellen und erneut umfallen! Carol kann sich noch lebhaft an ihre damalige Angst erinnern: „Ich dachte, das war’s jetzt, ich weiß nicht, was ich noch tun soll. Stirbt er mir jetzt?“ Wieder fiel ihr nur ein, mit ihm zu reden. „Dudley“, sagte sie, „ich hab solche Angst, weil ich nicht weiß, ob du irgendwo verletzt bist, und weil ich

dich nicht hören kann. Ich kann dich nicht hören, Dudley!“ In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Sollte sie andere Körperarbeit versuchen? Was könnte die Tierärztin tun? Ihr Pferd war dabei, vor ihren Augen zu sterben, und sie hatte keine Ahnung, was sie dagegen tun sollte. Also hörte sie einfach auf nachzudenken und sprach wieder mit Dudley. „Dudley“, sagte sie, „ich weiß nicht, was ich für dich tun kann, außer dich zu lieben. Ich kann dir nur sagen, dass ich dich liebe. Bitte bleib bei mir.“ Sie schloss die Augen und konzentrierte sich darauf, ihm Liebe zu schicken und das enge Band zu spüren, das die beiden schon immer verbunden hatte. Und dann geschah das Wunder erneut: Dudley stieß einen tiefen Seufzer aus, ließ den Kopf hängen und beruhigte sich. Erstaunt wandte sich die Tierärztin Carol zu und fragte: „Was ist passiert? Was haben Sie getan?“ Carol antwortete: „Ich hab ihm nur gesagt, dass ich ihn liebe.“

An diesem Tag machten Dudley und Carol ganz wichtige Erfahrungen. Dudley war ein sehr kräftiger und willensstarker Hengst, der glaubte, er müsse jeden Aspekt seines Lebens selbst unter Kontrolle haben. Er wollte auf keinen Fall einem Menschen vertrauen oder gar von ihm abhängig sein. Die Erfahrung, total hilflos und von einem anderen Lebewesen abhängig zu sein, lehrte Dudley, Vertrauen zu entwickeln. Carol hingegen hatte immer geglaubt, Liebe würde bedeuten, etwas zu *tun*: für jemanden zu sorgen, Dinge für andere zu tun und zuzulassen, dass andere Dinge für sie taten. Doch an diesem Tag lernte sie, dass Liebe manchmal nur bedeutet, für den anderen *da zu sein*, nichts zu tun, sondern nur da zu sein und ihn liebzuhaben.....

## DIE HINGABE DES EIGENEN LEBENS

Ich bin überzeugt, dass Tiere manchmal ganz einfach versuchen, ihren Menschen zu retten. Eine Geschichte, die ich nie mehr vergesse und schon in meinem Buch *Ohne Worte* erzählt habe, handelt von einer Frau, die Alkoholikerin war. Als sie aufhörte zu trinken, ging sie zum Arzt, um sich untersuchen zu lassen. Der Arzt sagte ihr, er könne nicht glauben, dass sie je Alkoholikerin gewesen sei, denn ihre Leber sei völlig in Ordnung. Kurz darauf starb ihre Katze, die nachts immer auf

ihrem Bauch gelegen hatte, an Leberkrebs. Auch die folgenden beiden Geschichten sind Beispiele dafür, wie Tiere versuchen, ihre menschlichen Begleiter zu retten.

#### RENEE UND LA BAMBA

Eines Tages beobachtete Renee Nieuwendijk Hoek zu Hause in Holland ihre Horde Pferde und merkte, dass mit La Bamba, der jungen Stute ihres Sohns, etwas nicht in Ordnung war. Die Stute lag auf dem Boden und stand auch dann nicht auf, als ein anderes Pferd sie anstupste. Während Renee zusah, zog plötzlich ein Sturm mit Donner, Blitz und heftigem Regen auf. Renee ging ins Haus. Sie glaubte, im Regen würde La Bamba schon aufstehen. Doch als sie eine Viertelstunde später wieder hinausging, hatte sich die Herde auf die andere Seite der Wiese verzogen, aber La Bamba lag immer noch auf dem Boden.

Renee rannte zu ihr und rief gleichzeitig auf dem Handy den Tierarzt an. Sie schrie das Pferd an, kickte es und zerrte an ihm, um La Bamba zum Aufstehen zu bewegen. „Wag es ja nicht, mich zu verlassen!“, schrie sie die Stute an.

Irgendwie schaffte Renee es, La Bamba auf die Beine zu bekommen und in den Stall zu schaffen. Doch im Stall legte sich die Stute wieder auf den Boden. Renee war erschöpft und bekam das Pferd nicht dazu aufzustehen. Während sie auf den Tierarzt wartete, setzte sie sich neben La Bamba auf den Boden und legte den Kopf der Stute auf ihren Schoß. Weinend redete sie mit dem Tier. Renee sagte La Bamba, dass ihr Sohn bald wieder nach Hause käme und Zeit mit ihr verbringen würde. Sie sagte La Bamba, dass er große Pläne für sie hätte und dass sie weiterleben müsse.

Dann hörte Renee La Bamba ganz deutlich fragen: „Und was ist mit dir?“

Sie wusste sofort, was La Bamba meinte. Damals litt Renee unter schweren Depressionen. Sie hatte ihren gesamten Besitz verloren und suchte nach etwas, wofür es sich wieder zu leben lohnte.

Sie verstand, dass La Bamba damit sagen wollte: „Wie wird es sein? Werden wir es gemeinsam tun?“

Ihr war klar, dass es für La Bamba wichtig war, dass auch Renee wieder auf die Füße kam. Während sie die Stute umarmte, öffnete sie sich ihr voll und ganz. Sie sagte La Bamba, wie lieb sie sie habe und dass sie immer zusammen bleiben würden. Dann richtete sich Renee auf und sagte zu La Bamba: „Und jetzt bist du dran: Steh auf!“ Wie Renee hinterher berichtete, stand das Pferd auf, furzte, schüttelte sich und sah Renee mit dem sanftesten Blick an, den sie je gesehen hatte.

Als der Tierarzt eintraf und die Stute untersuchte, konnte er nichts finden. Er nahm ihr Blut ab, doch auch die Laborwerte waren normal. Wie Renee sagt, gab La Bamba ihr einen Grund, weiterzuleben, und ist ihr liebstes Tier. La Bamba geht es heute gut, und Renee auch....